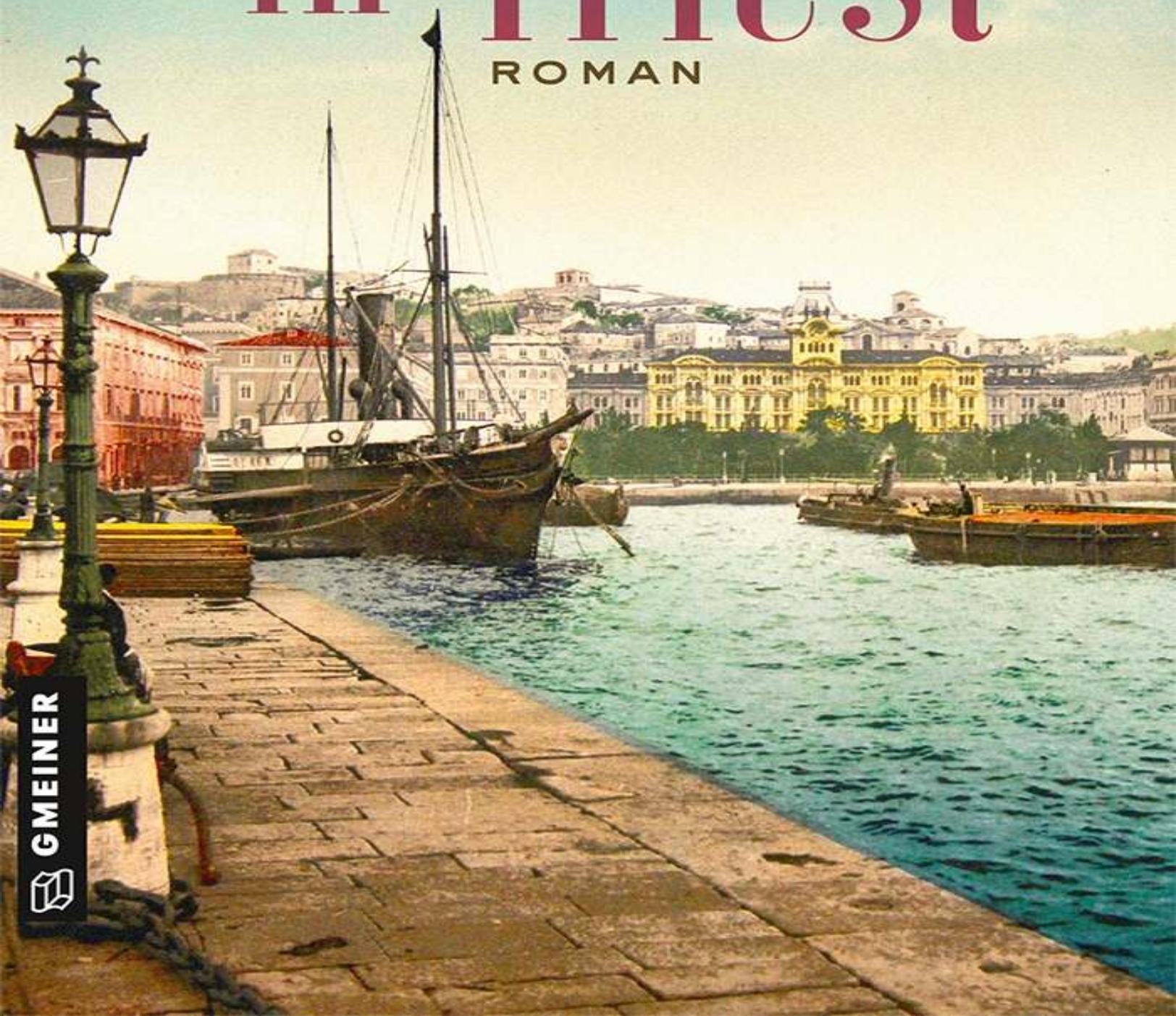


GÜNTER NEUWIRTH

Caffè in Triest

ROMAN



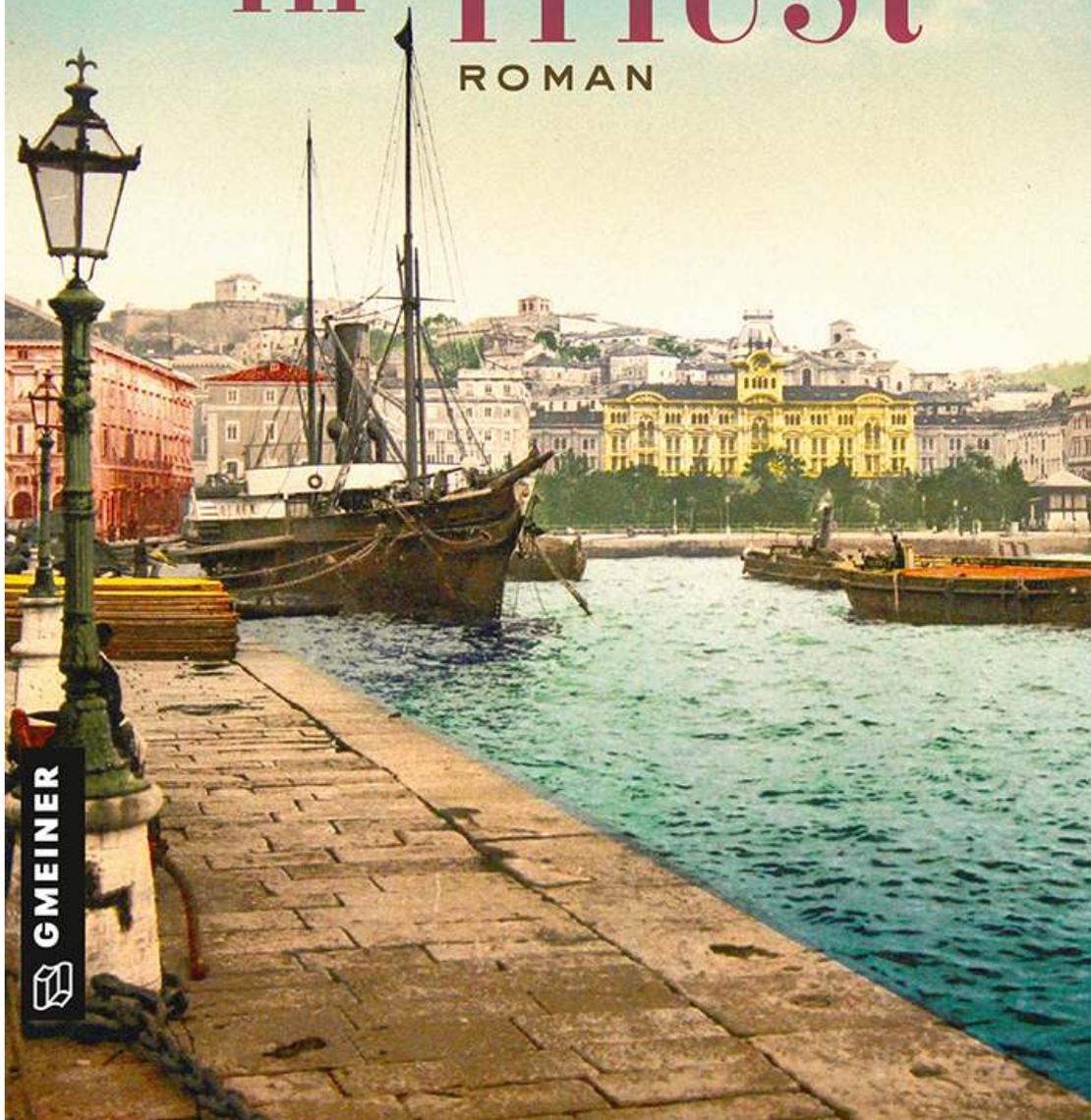
GMEINER



GÜNTER NEUWIRTH

Caffè in Triest

ROMAN



GMEINER



Günter Neuwirth

Caffè in Triest

Roman



IMPRESSUM

Immer informiert
Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag
Instagram: @gmeinerverlag
Twitter: @GmeinerVerlag
Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2022 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Sven Lang
Herstellung/E-Book: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © ullstein bild – Imagno
ISBN 978-3-8392-7062-2

PERSONENVERZEICHNIS

Brunos privates Umfeld

Bruno Zabini, 37, Inspector I. Klasse, Triest

Heidemarie Zabini, geb. Bogensberger in Wien, 59,
Brunos Mutter

Salvatore Zabini (1836-1899), Brunos Vater

Maria Barbieri, geb. Zabini, 32, Brunos Schwester, Triest

Fedora Cherini, 34, Hausfrau, Triest

Luise Dorothea Freifrau von Callenhoff, 27,
Schriftstellerin, Sistiana und Triest

Lionello Ventura, 39, Schiffsbauingenieur, Brunos
langjähriger Freund

Die Triester Polizei

Dr. Stephan Rathkolb, 59, Polizeidirektor

Johann Ernst Gellner, 52, Oberinspector

Emilio Pittoni, 40, Inspector I. Klasse

Vinzenz Jaunig, 47, Polizeiagent I. Klasse

Luigi Bosovich, 26, Polizeiagent II. Klasse

Ivana Zupan, 41, Bürokräft

Die wichtigsten Akteure

Jure Kuzmin, 25, Maschinist, aufstrebender
Geschäftsmann

Franc, 50, und Alojzija, 47, Kuzmin, Jures Eltern

Anton, 27, Jože, 24, Amalija, 22, und Miško, 20, Kuzmin,
Jures Geschwister

Rolando Cohn, 63, Reeder

Giovanni Pasqualini, 49, kosmopolitisch gesinnter
Kaufmann

Elena Pasqualini, 21, Sprachstudentin

Milan Leskovar, 32, Polizist

Dario Mosetti, 27, Sohn eines Kleinfabrikanten

Pietro Panfili, 27, Sohn eines Großfabrikanten

Ludovico Antozzi, 26, Irredentist

Andrea Sgrazutti, 28, Steinmetz

Arrigo Franceschini, 26, Hafenarbeiter

DIENSTAG, 10. SEPTEMBER 1907

Nicht mehr lange. Sie hatten es fast geschafft.

Im Osten war bereits ein Silberstreif am Horizont zu erkennen, in einer Stunde würde sich der Golf von Triest mit dem Rot der Morgensonne füllen. Die letzte Nacht auf See ging zu Ende. Jure hielt das Steuerrad der Argo in Händen und ließ, wie er es von seinem Vater gelernt hatte, den Kompass nicht aus den Augen. Es war leicht, einen Dampfer auf offener See zu steuern, fand Jure, doch bei der Hafeneinfahrt würde wieder sein Vater am Steuer stehen.

Jure dachte zurück, wie lange es gedauert hatte, seinen Vater zu überzeugen, die nautische Schule zu besuchen. »Ich bin viel zu alt dafür. Wie schaut denn das aus, wenn ich Esel mich unter die jungen Männer mische? Das sind Flausen, schlag dir das aus dem Kopf!«, hatte sein Vater gesagt, aber Jure war hartnäckig geblieben. Und als Mutter nach einiger Zeit Jure in seinem Vorhaben unterstützt hatte, hatte sich Vater doch in der Schule einschreiben lassen. In Wahrheit hatte Franc Kuzmin nicht viel pauken müssen, nach zwanzig Jahren auf See hatte er längst alles Nötige gewusst, um einen Dampfer zu steuern. Natürlich hatte er das Seerecht und sonstige gesetzliche Regelungen auswendig lernen müssen, aber auf die Navigation oder die technische Wartung eines Dampfer verstand er sich als Bootsmann bestens. So hatte er nach und nach seine Scheu vor den Prüfungen abgelegt und schließlich das

Kapitänspatent erlangt. Dieser Tag war für Franc Kuzmin und seine Familie ein großer gewesen.

Vater hatte Verwandte und Freunde zu einem Fest eingeladen, Jures Mutter, Schwester und Tante hatten groß aufgekocht, er und seine Brüder hatten die Tische und Stühle aufgestellt sowie Wein und Bier ausgeschenkt, Onkel Ivan hatte auf der Ziehharmonika gespielt. Es war ein schönes Fest. Und Jure hatte eine Rede gehalten. Die Verwandten hatten gestaunt, wie wortgewandt Jure vor ihnen sprechen konnte. Ja, Vater war auch erstaunt gewesen, und natürlich hatte er seinem Sohn vor allen dafür gedankt, dass er ihm so lange mit Forderungen auf die Nerven gegangen war, zur Schule zu gehen, bis er, Franc, sie erfolgreich absolvierte hatte.

Franc und Alojzija Kuzmin hatten fünf Kinder, Anton war ihr Ältester, er hatte selbst schon zwei Kinder, dann kamen Jure und Jože, die nur durch ein Jahr getrennt und seit der Kindheit praktisch unzertrennlich waren, das vierte Kind des Ehepaares war deren einzige Tochter Amalija und schließlich war da noch der jüngste Sohn, Miško, der sich als so gelehrig erwiesen hatte, dass er an der Universität zu studieren begonnen hatte. Ja, in stillen Momenten waren Franc und Alojzija auf ihre Kinder stolz, selbst wenn sich Jože wieder einmal auf eine Prügelei eingelassen hatte. Aber das mit den Raufereien hatte sich zum Glück gelegt, seit er Mitglied im neu gegründeten Boxverein war.

Alle hatten gesagt, dass Jure spinne, dass er sich verrannt habe, dass er es niemals schaffen würde. Sein ältester Bruder Anton hatte es gesagt, ebenso Onkel Ivan, seine Mutter, alle hatten Jures Pläne für unrealistisch

gehalten, ja, sein Vater hatte mehrfach die Befürchtung geäußert, dass er sich in Teufels Küche begeben und entweder im Armenhaus oder im Gefängnis landen würde. Nur Jože hatte stets an Jures Seite gestanden. »Regt euch nicht auf«, hatte Jože achselzuckend gesagt, »Jure schafft das, es gibt nichts, was Jure nicht schafft.«

Drei Stunden noch bis zur Hafeneinfahrt.

Jure hatte alles riskiert, zum einen hatte er das gesamte Geld der Familie gesammelt, zum anderen hatte er ein beträchtliches Darlehen aufgenommen. Die großen Triester Banken und Versicherungsgesellschaften lagen in den Händen der Italiener und Deutschen. Jure hatte gar nicht erst versucht, bei ihnen Geld zu leihen, weil es kein Geheimnis war, dass die finanzstarken Institute die Slowenen zwar als tüchtige Arbeitskräfte schätzten, nicht aber als Geschäftspartner. Man blieb lieber unter sich. Deshalb hatten sich bereits Ende des vorigen Jahrhunderts slowenische Genossenschafts- und Konsumvereine gebildet, die es der Volksgruppe erlaubten, in bescheidenem Rahmen selbstständige Geschäfte zu betreiben. Doch erst 1905 gelang es mit der Gründung der Jadranska banka, der Adriatischen Bank, ein Bankhaus zu eröffnen, das konkurrenzfähige slowenische Unternehmen stützen konnte. Der Bankdirektor persönlich hatte sich viel Zeit genommen, um mit Jure, seinem Vater und Signor Cohn über das geplante Geschäft zu sprechen. Ohne das Darlehen wären Jures Pläne bloß abenteuerliche Ideen eines Träumers geblieben.

Sein Vater war der Kapitän, sein Bruder Anton war Matrose und Jože gehört zu den Heizern. Jure selbst

arbeitete in seinem erlernten Beruf als Maschinist. Mit weiteren sieben Mann waren sie in Richtung Aden in See gestochen. Die Argo war das größte Schiff der Società Marittima R. Cohn Trieste. Die kleine Schiffahrtsgesellschaft gehörte Rolando Cohn, der in vierzig Jahren Arbeit seine Firma aufgebaut und solide geführt hatte und der schon längere Zeit daran dachte, die drei Trabakel, die kleine Dampfbarkasse und den mittlerweile betagten Hochseedampfer Argo zu verkaufen. Er wollte endlich den wohlverdienten Ruhestand antreten. Signor Cohn hatte sich in Triest umgesehen, wem er seine Firma übergeben konnte, hatte aber niemanden gefunden, dem er wirklich vertraute, bis er schließlich auf Jure getroffen war. Rolando Cohn war von der Tatkraft und der praktischen Vernunft des jungen Mannes sofort angetan gewesen. Cohn fand Jures Idee zum einen umsetzbar, zum anderen auf längere Sicht gesehen einträglich.

Jure kannte die Geschichte des Schraubendampfers genau. Die Argo war 1877 im Lloydarsenal für den Österreichischen Lloyd gebaut worden, ein mit rund eintausendvierhundert Tonnen Verdrängung eher kleiner Dampfer, der bis 1897 vor allem die adriatischen Linien befahren hatte. Danach hatte die Reederei Hadji Daout Farkouh aus Smyrna den Dampfer auf Vermittlung Rolando Cohns übernommen, ihn umbenannt und das Schiff in der Ägäis und im Schwarzen Meer eingesetzt. Doch 1902 war die Reederei in schwere finanzielle Not geraten und Cohn hatte den Dampfer zurückgekauft, ihn wieder Argo genannt und in Triest in das Schiffregister eintragen lassen. 1906 war der Dampfer in keinem guten Zustand, der Rost

nagte an ihm und die Maschine benötigte eine Überholung. Cohn, so hatte er es Jure berichtet, hatte befürchtet, das Schiff verschrotten lassen zu müssen, was einen beträchtlichen Verlust bedeutet hätte. Und dann war er, Jure, aufgetaucht. Er hatte Cohn überredet, ihn und seine Brüder mit der Überholung des Schiffes zu betrauen. Jure hatte die Farbe für die neue Lackierung gekauft, seine Brüder und die weiteren Arbeiter entlohnt, während Cohn die Überholung der Maschine bezahlte.

Jures Plan war der Import von Kaffee. Er war als blutjunger Seemann des Österreichischen Lloyds mehrmals in Arabien gewesen und hatte in Aden mit verschiedenen Kaufmännern Kontakt aufgenommen, die mit Kaffee aus Ostafrika handelten. Weiters hatte er es geschafft, mit dem britischen Generalkonsulat in Triest einen Kontrakt für den Transport von Kohle zu schließen. In Aden unterhielten die Briten einen großen Seestützpunkt, der die Stadt zu einem der bedeutendsten Häfen im Indischen Ozean gemacht hatte. Die Kohledepots in Aden versorgten unzählige Schiffe der südlichen Hemisphäre.

Der Österreichische Lloyd stand zwar seit der Eröffnung des Suezkanals in scharfer wirtschaftlicher Konkurrenz zu den britischen Schifffahrtsgesellschaften auf dem Weg zwischen Europa und Indien, doch die Seebehörden in Triest zeigten lebhaftes Interesse, dass die Kriegsschiffe der Royal Navy im Roten Meer und im Indischen Ozean auf den Schifffahrtslinien für Sicherheit gegen Piraterie sorgten. Also billigte man, dass Triester Reeder Kohle für die Royal Navy nach Aden und andere britische Stützpunkte verschifften.

Jures Absicht war, mit der Argo zwischen Triest und Aden zu pendeln, auf dem Weg in den Süden war der Dampfer mit Steinkohle beladen, auf dem Weg nach Norden mit Kaffee. Während die Kohle Eigentum der Royal Navy war, war der Kaffee seiner.

Gegenwärtig war die Argo mit arabischem Kaffee und indischem Tee beladen, wofür Jure jeden Heller ausgegeben hatte, den er und seine Familie hatten zusammenkratzen können. Jure rechnete, dass noch sieben Fahrten nötig sein würden, um seine Schulden zu tilgen.

Die Tür zur Brücke öffnete sich und Franc Kuzmin trat ein.

»Guten Morgen.«

»Guten Morgen, Vater.«

»Meldungen?«

»Keine Meldungen.«

»Die Maschine?«

»Läuft gut geschmiert.«

Franc trat nahe an die Scheibe und hob das Fernglas.

»Ich sehe schon die Leuchtfeuer.«

»Höchstens noch drei Stunden.«

»Zwei. Wecke deine Brüder. Die gesamte Mannschaft. Ich übernehme das Steuer. Und leg dich für ein Weilchen aufs Ohr.«

Jure lächelte bis über beide Ohren. »Unmöglich, Papa, ich kann jetzt nicht schlafen.«

»Wie du meinst.«

»Wir haben es geschafft!«

»Warte, bis wir am Molo liegen.«

»Was soll jetzt noch schiefgehen?«

»Und warte ab, ob Signor Pasqualini zu seinem Wort steht.«

»Signor Pasqualini ist ein Ehrenmann. Und er wird gute Geschäfte machen.«

Franc Kuzmin schaute seinen Sohn von der Seite an. »Du platzt ja fast.«

»Glaubst du, dass Signorina Elena mit mir einen Spaziergang unternehmen wird?«

Franc Kuzmin lachte. »Wenn du Narr so weitermachst, wird sie dich am Ende heiraten. Und jetzt wecke die Mannschaft und mach Kaffee.«

*

»Mein Mann hat nie bei mir gelegen.«

Bruno war dabei, in süßem Schlummer zu versinken. Er blinzelte. »Nie?«

»Nicht ein einziges Mal.«

Bruno drehte den Kopf. Luise lag neben ihm bäuchlings im Bett, ihr blondes Haar bedeckte ihre Schultern. Sie schaute ihn mit halb geschlossenen Augen an. Bruno wandte sich ihr mit einer halben Drehung zu und berührte mit seiner nackten Haut die ihre. Er strich ihr Haar nach hinten.

»Weder vor, noch nach dem Geschlechtsakt hat er sich Zeit genommen. Der Gedanke, zumindest für eine kleine Weile bei seiner Ehefrau zu liegen, ist ihm schlicht und einfach nicht in den Sinn gekommen.«

»Derartig schlechtes Benehmen finde ich inakzeptabel.«

»In den ersten Monaten der Ehe habe ich versucht, ihm zu vermitteln, dass ich mich nach Nähe sehne. Ich wusste nicht, wie ich dies zur Sprache hätte bringen sollen, ich war jung, sprach- und hilflos. Später habe ich begriffen, dass jedes Gespräch über meine Wünsche und Sehnsüchte ohnedies vergeblich gewesen wäre.«

Bruno legte sein Bein auf ihr Gesäß und schmiegte sich noch enger an sie. Mit den Fingerkuppen strich er ihr über Nacken und Schultern.

»Er hat mich geküsst und berührt, er hat seine Haut an der meinen gerieben. Er hat sich mittels meines Körpers für den Geschlechtsakt in Bereitschaft gebracht.«

Bruno pfiff leise durch die Zähne. »Diese Formulierung! In Bereitschaft bringen? Es klingt so, als ob sich ein Feuerwehrmann in Bereitschaft bringt, in ein brennendes Haus zu stürmen, um ein Großmütterchen aus den Flammen zu retten.«

Luise lächelte. »Nun, die Flammen sind bald erloschen, damit war auch die Bereitschaft nicht mehr nötig. Kratz mich bitte an der Schulter. Weiter links, Ja, genau da. Danke.«

Bruno küsste die Stelle, die er eben gekratzt hatte. »Wäre es denkbar, nicht über deinen Mann zu sprechen?«

»Langweilt dich das?«

»Langeweile ist es nicht.«

»Ich habe es nur gesagt, um herauszustreichen, wie sehr es mich mit Glück erfüllt, dass du sowohl vor, als auch nach dem Geschlechtsakt bei mir liegst, und mich mit deiner Wärme, Nähe und Zärtlichkeit verwöhnst.«

Bruno schmunzelte. »Nun, erstens finde ich das Wort *Geschlechtsakt* allzu technisch deskriptiv, und zweitens gehört zum Akt der Liebe alles wohl zusammen. Ohne Wärme, Nähe und Zärtlichkeit könnte ich mich niemals in *Bereitschaft* bringen.«

»Das ist gewiss auch der Grund, weswegen du nicht in Bordelle gehst, mein Mann hingegen in derartigen Etablissements die Hälfte seines Lebens verplempert.«

Bruno atmete tief durch. »Du bist heute grüblerisch.«

»Ist das so?«

»So wirkt es auf mich.«

»Mich beschäftigen viele Dinge.«

»Soll ich gehen?«

»Um Himmels willen, nein, bitte bleib! Je länger du an meiner Seite liegst, desto besser der Abend. Kannst du über Nacht bleiben?«

»Über Nacht? Hm, warum eigentlich nicht? Ich muss nicht vor acht im Bureau sein, also könnten wir gemeinsam frühstücken.«

»Was für ein wundervoller Gedanke.«

Es war fünf Tage her, seit Baron Callenhoff seine Villa in Sistiana mit gepackten Reisekoffern verlassen hatte. Er hatte frühmorgens die Dienstboten angetrieben, das Gepäck eilig auf den Wagen zu verladen, er hatte noch eine Inspektion rund um das Haus unternommen und sich kurz und sachlich von seiner Gemahlin verabschiedet, dann war er zum Hafen gefahren und hatte den Dampfer nach Santos genommen. Mindestens drei Monate würde er in Brasilien verweilen, er würde sowohl seinen Geschäften nachgehen, als auch einen Jagdausflug auf dem Hochplateau der

Provinz São Paulo unternehmen. Luise hatte in der Villa noch einiges zu erledigen gehabt, die Gartenarbeiten waren abzuschließen gewesen und im Haus hatte sie die Spuren der Anwesenheit ihres Gemahls beseitigen müssen, dann hatte sie den Dienstboten für zwei Wochen freigegeben und war in ihre Wohnung im Borgo Teresiano gezogen.

Noch immer hatte Helmbrecht Engelbert Franz Freiherr von Callenhoff keine Ahnung, dass sein Ehefrau eine Wohnung in Triest besaß und dort an ihren Gedichten, Erzählungen und Romanen arbeitete. Und sich während dieses Aufenthalts mit ihrem Geliebten traf. Seit seine zwar sehr schöne, aber aus seiner Sicht furchtbar überspannte Frau dem Hause Callenhoff einen standesgemäßen Erben geboren hatte, interessierte er sich nicht für sie. Das Einzige, was Baron Callenhoff von Zeit zu Zeit an seine Frau denken ließ, war der Gedanke, dass ein einzelner männlicher Nachfahre ein gewisses familiäres Risiko barg. Was, wenn der Sohn dereinst als junger Mann sich auf ein allzu gewagtes Duell einließe? Oder was, wenn er bei einem Jagdunfall sein Leben verlöre? Wenn in seiner Militärzeit ein Krieg ausbräche und er im Gefecht fiel? Bestimmt wäre es im Sinne der Familie umsichtig, einen Reserveerben zu zeugen. Dazu allerdings stand Baron Callenhoff derzeit nicht der Sinn. Tröstlich war, dass die Baronin erst siebenundzwanzig Jahre alt war, da hatte er wohl noch ein paar Jahre Zeit, sich der Prozedur einer weiteren Zeugung zu unterziehen. Und Gerwin, der junge Stammhalter des Hauses Callenhoff, war bei seiner Großmutter fern von den schädlichen Einflüssen seiner

exzentrischen Mutter in guter Obhut. So wie der Baron es verfügt hatte.

Die Sonne war am Horizont bereits in den Golf von Triest getaucht, der Abend brachte lebhaften Wind und damit Abkühlung. Tagsüber war es wieder sommerlich warm gewesen, Bruno hatte bei offenem Fenster und mit aufgekrepelten Hemdsärmeln am Schreibtisch gearbeitet. An diesem Tag war er zu keinem aktuellen Fall gerufen worden, also hatte er die Zeit genutzt und bislang liegen gebliebene Berichte geschrieben, er hatte Telephonate geführt sowie mit seinem Kollegen Vinzenz Jaunig im Gasthaus Zum Kleeblatt in der Via Belvedere geschmorten Schweinebauch mit Kraut und Knödeln gegessen und dazu Pilsener Bier getrunken. Nirgendwo, so Vinzenz' unerschütterliche Meinung, konnte man in Triest derart gut und üppig die böhmische Küche genießen. Bruno war nach dem deftigen Mahl zurück im Büro beinahe am Schreibtisch eingeschlafen. Frau Ivana hatte ihm ungefragt starken Kaffee serviert, sie wisse ja, hatte sie gesagt, wie es dem Herrn Inspector gehe, wenn er mit Polizeiaгент Jaunig an einem so warmen Tag beim Böhmen war. Der Kaffee hatte ihn durch den Nachmittag getragen. Nach Dienstschluss hatte Bruno einen ausgedehnten Spaziergang am Hafen unternommen und schließlich pünktlich um sieben Uhr an Luises Tür geklopft.

Sie hatten klare Gemüsesuppe zu Abend gegessen. Bruno mochte Luises Suppen, gerade weil sie immer irgendwie ungewöhnlich schmeckten. Natürlich kochte die Baronin in ihrem Haus nicht selbst, dafür hatte sie Personal, in ihrer Wohnung in Triest dagegen schon, und da vor allem Suppe.

Mal mit Fisch, mal nur mit Gemüse, nie mit Fleisch. Da sie selbst wenig Fleisch aß, klammerte sie Fleischspeisen bei ihren Kochversuchen aus. Die jüngste der vier Töchter des Barons Kreutberg hatte als Mädchen wie ihre Schwestern natürlich nicht kochen gelernt, sondern Theologie, Philosophie, Klavier, Sprachen, Sticken und Reiten. Nachdem sie ihre Triester Wohnung von ihrem eigenen Geld gekauft hatte, hatte sie sich Kochbücher angeschafft und diese eingehend studiert. Und wenn sich eine passende Gelegenheit ergab, kochte sie. So wie an diesem Spätsommertag.

»Erzähl mir von ihr«, forderte Luise Bruno flüsternd auf.

Bruno zog die Augenbrauen hoch. »Von wem?«

»Von ihr.«

»Ihr?«

»Von der anderen Frau in deinem Leben.«

»Was willst du wissen?«

»Wie sie so ist.«

Bruno rollte sich zur Seite, schaute zur Decke und verschränkte die Hände hinter seinem Kopf. »Sie ist anders als du.«

Luise sagte nichts, sie lauschte in die Stille und wartete.

»Ich erzähle dir auch von meinem Mann.«

»Zum Glück nur selten.«

»Willst du es für dich behalten?«

»Eigentlich ja.«

»Dann ziehe ich meine Aufforderung zurück.«

Eine Weile lagen sie schweigend nebeneinander.

»Du bist ein Stück größer als sie«, sagte Bruno schließlich. »Eine Handbreit. Sie ist rundlicher als du.«

»Ach, und welche Schuhgröße hat sie?«

Bruno lachte und schaute Luise an. »Dir gefallen meine Angaben nicht?«

»Was für ein Mensch ist sie? Das will ich wissen, nicht die Körpergröße oder -fülle.«

Bruno biss sich auf die Unterlippe und dachte an Fedora. »Wenn du Wasser bist, dann ist sie Feuer.«

Luise ließ sich den Satz durch den Kopf gehen. »Findest du, dass ich Wasser bin?«

»Oh ja! Ohne Wasser gibt es kein Leben. Du bist das Leben.«

»Ein Regentropfen oder das Meer?«

»Alles Wasser dieser Welt. Du bist die flüsternde Quelle im Hochgebirge, der Bach im Wald, der Fluss in der Ebene und der Strom, der den Kontinent durchquert, du bist ein Tümpel nach einem Regenschauer und ein kristallklarer Alpensee, du bist die Adria, das Mittelmeer und alle Ozeane der Welt.«

»Das klingt poetisch.«

»So meine ich das auch.«

»Sie ist also Feuer.«

»Ja. Feuer wärmt, Feuer schafft Helligkeit und Behaglichkeit im Winter, mit Feuer wird gekocht und geschmiedet. Feuer kann einen auch verbrennen, eine kleine Brandblase an den Fingern verursachen, aber auch als Feuersbrunst über eine Stadt fegen.«

»Ist sie also gefährlich?«

»Manchmal ja.«

»Fährt ihr Mann zur See?«

»Wie kommst du auf den Gedanken?«

»Wir leben in Triest. Die Hälfte aller Männer dieser Stadt fährt zur See. Und die verheirateten Seeleute lassen ihre Ehefrauen an Land. So fern liegt der Gedanke doch nicht.«

»Er ist Offizier der Handelsmarine.«

»Und ist er dieser Tage auf See?«

»Nein, sein Schiff wird noch für die Jungfernfahrt vorbereitet. Du hast bestimmt davon gehört, dass es bald einen großen Festakt im Hafen geben wird.«

»Das stand in allen Zeitungen. Der Lloyd nimmt gleichzeitig zwei neue Dampfer in Betrieb. Er ist also bei seiner Frau.«

»Schon den ganzen Sommer über.«

»Du Pechvogel! Da hast du zwei Geliebte, deren Männer in der Regel alle Länder der Welt bereisen, diesmal aber gleichzeitig argwöhnisch die Schritte ihrer Ehefrauen belauern.«

»Nun, es war ein Sommer der Enthaltbarkeit für mich.«

»Du bist so tugendhaft.«

»Necke mich nur weiter, meine Teure.«

»Das heißt, du gehörst für eine Weile mir allein?«

»Wenn meine Anwesenheit erwünscht ist, Euer Gnaden, dann ja.«

Luise schob die Decke zur Seite und setzte sich im Bett auf ihre Unterschenkel. Sie blickte Bruno ruhig an. Wie schön sie war, geisterte es durch Brunos Kopf, was für ein Glück er doch hatte, mit einer so klugen und seelenvollen Frau zusammen zu sein. Er setzte sich ebenfalls auf seine Unterschenkel und begegnete ihrem Blick.

»Vielleicht bitte ich dich eines Tages, ihr vorgestellt zu werden.«

Bruno überdachte die Möglichkeit. »Ich weiß nicht, ob das gut wäre.«

»Das weiß ich auch nicht.«

*

Jože rieb das Streichholz und schützte die Flamme mit der Hand, Jure entzündete seine Zigarette, danach auch Jože. Schweigend standen die Brüder nebeneinander, sogen an den Zigaretten und schauten in die Ferne.

»Wie spät ist es?«

»Vielleicht elf. Vielleicht zwölf.«

»Ich bin hundemüde.«

»Kein Wunder.«

»Morgen muss ich zum Zollamt.«

»Die Blutsauger.«

Die Argo verfügte über Kabinen für sechzig Passagiere, da sie aber in Zukunft nicht im üblichen Liniendienst der großen Schifffahrtsgesellschaften unterwegs sein würde, also sowohl Fracht als auch Passagiere befördern sollte, hatte Jure mehrere Kabinen leer geräumt, um sie als Frachträume nutzen zu können. Nicht für die Kohle, das war klar, die Kohle wurde als Schüttgut in den eigentlichen Frachträumen transportiert. Die ehemaligen Kabinen hatten sie mit Kaffee- und Teesäcken vollgepackt, und zwar mit den edelsten und teuersten Sorten. In den großen Frachträumen waren die handelsüblichen Kaffeesorten gestapelt gewesen. Die teure Ware hatten Jure und seine

Brüder mit Schubkarren von Bord gebracht, die anderen waren mithilfe der Ladebäume entladen worden. Ein Dutzend Hafenarbeiter hatte angepackt, so hatten sie es geschafft, die Fracht in nur sechs Stunden ins Lagerhaus zu transportieren. Jure und Jože würden in den nächsten Tagen die Ware weder bei Tag noch bei Nacht aus den Augen lassen. Es schlich sich viel Diebesgesindel im Hafen umher, und frische Kaffeebohnen aus Arabien waren ein sehr gefragtes Gut auf dem Schwarzmarkt.

»Ich übernehme die erste Wache«, sagte Jože.

»Kann ich doch tun.«

»Nein, kannst du nicht.«

»Und wieso nicht?«

»Weil du schon an Bord Wache geschoben hast, den ganzen Tag Säcke geschleppt hast und weil du gar nicht mehr richtig stehen kannst vor Müdigkeit.«

»Ich fürchte, du hast recht.«

»Klar habe ich recht. Leg dich nieder.«

Jures Vater war nach Erledigung aller Formalitäten nach Hause gegangen, denn er musste im Morgengrauen die Argo aus dem Hafen fahren und auf der Reede vor Muggia vor Anker gehen. Die Plätze im Porto Nuovo waren gezählt, kein Schiff durfte länger als nötig an den Moli liegen. Anton hatte bei der Entladung mitgeholfen, war aber bei Einbruch der Dunkelheit zu seiner Frau und den beiden Kindern gegangen.

Jure und Jože traten ihre abgerauchten Zigaretten aus, verschwanden im Lagerhaus und versperrten die Tür von innen. Nur wenig später warf sich Jure auf das Feldbett und ohne sich noch einmal umzudrehen, schlief er ein.

Jože ging mit einer Laterne in der Hand durch das Magazin, stellte sich an einen Sack und schnupperte daran.

Großartiger Kaffee, erstklassige Ware, die Kassa würde klingeln. Jože hatte es immer schon gewusst, sein Bruder Jure würde es schaffen.

*

Wie so oft, hatte Dario Mosetti auch heute mit seinen Freunden gelacht und getrunken, Karten und Billard gespielt. Er war Stammgast im Caffè Tommaseo, doch er besuchte auch andere Kaffeehäuser. Solange dort Italiener verkehrten. Die Lokale der Vorstädte reizten ihn nicht, auch nicht das Bierhaus Dreher. Da fanden zu viele Raufereien mit den Slawen oder Deutschen statt. Slowenen, Kroaten, Kärntner oder Steirer, diese Leute konnten ihm gestohlen bleiben. Die jungen Deutschösterreicher strömten in die Schänken oder Osmize in der Nähe der Kasernen, in denen sie stationiert waren, betranken sich mit Bier, Terrano oder Grappa, sangen lautstark ihre dummen Lieder und nutzten jede Gelegenheit, sich mit den Einheimischen zu prügeln. Die Slawen waren noch schlimmer, denn die besiedelten die terra irredenta, die unerlösten Gebiete des italienischen Volkes. Die deutschsprachigen Soldaten verschwanden nach Ende ihrer Dienstzeit wenigstens wieder in ihre Berge, zwar kamen immer wieder neue, aber sie breiteten sich nicht aus, die Slowenen und Kroaten hingegen bauten

auf italienischem Boden Häuser, gründeten Familien und bestellten Felder.

Deshalb besuchte Dario am liebsten Kaffeehäuser, in denen die bessere Gesellschaft unter sich blieb. Und das waren selbstverständlich die Italiener. Zu den höchsten Kreisen hatte er keinen Zutritt, denn die vornehmlich deutschösterreichische Oberschicht verkehrte nur selten in den Kaffeehäusern. Der Adel, die hohen Militärs und die reichen Kaufleute trafen sich bei Empfängen in den Villen und Landhäusern oder dinierten in den Grand Hotels.

Im Caffè Tommaseo tauchten immer wieder Eiferer auf, die den anderen politische Haltungen aufschwätzen wollten, die versuchten, Stimmung für den großen italienischen Staat zu machen, wozu nun einmal Istria, der Quarnero und Dalmazia gehörten. Man müsse die terra irredenta den Habsburgern entreißen, man müsse mit einem scharfen Messer heiliges italienisches Land aus der fauligen Masse des Vielvölkerstaates schneiden. Ja, es würde ein blutiger Schnitt werden, aber auf dem blutgetränkten Feld des befreiten Volkes würde eine edle italienische Zukunft gedeihen.

So einleuchtend Dario diese Worte auch fand, hatte er doch mit Politik wenig am Hut. Er traf sich mit seinen Freunden, um Spaß zu haben, um beim Billard gefinkelte Stöße zu machen und beim Kartenspiel Geld zu gewinnen und die anderen auf eine Runde Schnaps einzuladen - oder um Geld zu verlieren und auf eine Runde eingeladen zu werden. Die Politik war ihm zuwider, weil Politik hieß doch auch Verantwortung. Und das war etwas, was Dario herzlich wenig interessierte. Wie oft hatte sein Vater sich

schon über ihn beschwert, weil dieser in der Firma keine Verantwortung übernehmen wollte?

Noch öfter forderte sein Vater, dass Dario für seine Familie Verantwortungsbewusstsein zeigte, indem er heiratete. Sein Vater verzieh es Dario selbst nach drei Jahren nicht, dass er die Verlobung mit Magdalena hatte platzen lassen. Ja, Magdalena war die Tochter eines angesehenen Geschäftsmannes, sie war im richtigen Alter für eine Heirat und die Väter hatten die Verbindung der beiden längst ausgehandelt, die Verlobung war in der Zeitung annonciert worden, da hatte sich Dario von Magdalena losgesagt. Sie war eine Nervensäge, die ihm hatte verbieten wollen, ins Kaffeehaus zu seinen Freunden zu gehen. Und besonders hübsch war sie auch nicht. Die Vorstellung, ein Leben lang diese Frau an seiner Seite ertragen zu müssen, war ihm unerträglich geworden, und in einem Streit mit Magdalena hatte er, ohne lange zu überlegen, die Verlobung gelöst. Natürlich war das ein veritabler Skandal. Aber was scherte es Dario, wenn die Leute über ihn tratschten?

Sein Vater hatte zwar getobt, doch was hätte er tun können? Dario war sein einziger Sohn, sein Stammhalter und Erbe. So musste eben eine andere Braut gefunden werden.

Dario hingegen hatte keine Lust, irgendeine Braut zu ehelichen, die sein Vater für ihn aussuchte, er hatte nämlich längst eine Kandidatin gefunden.

Deswegen stand er hier in der Finsternis auf der Straße und starrte seit einer halben Stunde zu einem dunklen Fenster hinüber, von dem er wusste, dass dahinter seine

Braut schlief. Und ja, sie war die Tochter eines erfolgreichen und wohlhabenden Geschäftsmannes, also auf den ersten Blick eine exzellente Partie. Allerdings war der Vater der Braut niemand geringerer als der Erzfeind seines Vaters. Die beiden hatten vor über elf Jahren einen erbitterten Streit vor Gericht ausgefochten. Wegen einer Firmenübernahme, die beide Männer für sich verbuchen wollten. Darios Vater hatte den Streit und dabei sein halbes Vermögen verloren, während das Geschäft des Vaters seiner auserwählten Braut schnell gewachsen war. Außerdem war ihr Vater ein bekennender Monarchist, ein Freund der Habsburger, ein Leccapiatti, ein Tellerschlecker, obwohl er Italiener war. Darios Vater würde einer Ehe niemals zustimmen.

Vielleicht sollte er mit Elena einfach durchbrennen. Nach Mailand, Florenz oder Rom gehen. Seine Braut! Wie sehr er sie anbetete!

Noch wusste Elena nichts von seiner Liebe, seiner Absicht, sie zu heiraten und mit ihr Triest zu verlassen.

Er musste sie wiedersehen. So bald wie möglich. Morgen schon. Er würde sie wie zufällig im Park treffen. Wie schon zuletzt.

Um hier im Dunklen zu stehen, hatte er heute seine Freunde im Kaffeehaus früher verlassen. »Schlaf gut«, geliebte Braut, »morgen sehen wir uns wieder«, flüsterte er, »ich werde dir Blumen schenken, Schweizer Schokolade, einen goldenen Ring mit einem blauen Diamanten.«

MITTWOCH, 11. SEPTEMBER 1907

Bruno las in der Zeitung und aß ein Butterbrot dabei. Wie so häufig hatte er gestern Abend am Kiosk die Edinost gekauft, Triests slowenische Tageszeitung. Das Blatt war heute nicht mehr tagesaktuell, aber so viel Weltbewegendes war wohl in der letzten Nacht nicht geschehen. Einerseits schätzte Bruno die Arbeit der Redakteure und andererseits übte er auf diese Weise sein eher mangelhaftes Slowenisch. Frau Ivana meinte zwar, Bruno würde die Sprache sehr gut beherrschen, Bruno selbst aber fühlte sich nach all den Jahren immer noch nicht wirklich sattelfest. Er war zweisprachig aufgewachsen, sein Vater hatte ihm das Triestiner Italienisch gelernt, seine Mutter das wienerische Deutsch, von den Handwerkern, die das Haus seiner Eltern renoviert hatten, und von einigen seiner Freunde auf der Gasse und in den Hinterhöfen hatte er Furlanisch gelernt, aber erst als Oberstufenschüler hatte er sich genauer mit dem Slowenischen beschäftigt. Dem hohen Beamten Salvatore Zabini hatten Furlanisch und Slowenisch als die Sprachen der Proletarier und Bauern gegolten, das Triester Bürgertum sprach selbstverständlich Italienisch und Deutsch, in weiterer Folge je nach den geschäftlichen oder gesellschaftlichen Erfordernissen Französisch, Englisch oder Griechisch. Bruno hatte sich erst nach und nach über Jahre hinweg von der strengen Erziehung und dominanten

Geisteshaltung seines Vaters emanzipieren können. Die regelmäßige Lektüre der Edinost gehörte in gewisser Weise zur Selbstbehauptung Brunos gegenüber dem langen Schatten des hoch aufragenden Denkmals seines verstorbenen Vaters.

»Hast du gewusst, dass Carolina im Herbst wieder nach Triest kommen wird?«, fragte Luise und stellte ihre Kaffeetasse ab.

Bruno schaute über den Rand der Zeitung. »Carolina gibt Triest wieder die Ehre? Nein, davon habe ich nichts gewusst.«

»Sie hat es mir im letzten Brief mitgeteilt.«

»Wann hast du diesen Brief erhalten?«

»Vorgestern.«

»Wie hätte ich es dann wissen können?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht hat sie dir auch geschrieben?«

»Hat sie nicht.«

»Hat sie je?«

Bruno war ein bisschen verwundert. »Ich habe nie einen Brief von Carolina erhalten.«

Luise wiegte den Kopf. »Ach so. Nun, sie hat sich, als sie bei mir im Haus zu Gast war, deine Adresse geben lassen.«

Bruno schüttelte den Kopf. »Davon hast du mir nichts erzählt, und die Komtess Urbanau hat mir noch nie einen Brief geschrieben. Hat sie mittlerweile ihren einundzwanzigsten Geburtstag gefeiert?«

»Noch nicht. In zwei Wochen wird sie volljährig sein.«

»Dieses liebe Kind«, sagte Bruno seufzend. »Ihre Schicksalsschläge sind mir sehr nahe gegangen.«

»Mir auch.«

»Danke für den Hinweis mit dem Geburtstag. Ich werde eine Grußkarte schreiben.«

»Das wird sie bestimmt freuen.«

»Ich bin voll der Bewunderung für dich, dass du dich nach der vermaledeiten Fahrt der Thalia so rührend um Carolina gekümmert hast.«

»Nicht nur ich habe mich um sie gekümmert. Mir kommt es vor, als habe sich ganz Triest um Carolina gesorgt.«

»Der Fall war wochenlang Gesprächsstoff in der Stadt.«

»Sie hat sich wirklich gut gefangen. Dr. Samigli hat Wunder an Carolina vollbracht.«

Bruno verzog den Mund. »Ich hege leise Zweifel, dass medizinische Methoden Wunder bewirken können.«

»Dr. Samigli hat bei einem Besuch in Sistiana Carolina und mir von einer völlig neuen Therapie psychischer Erkrankungen berichtet. Bei einer Tagung in Wien hat er den Arzt Dr. Freud und dessen revolutionäre Psychoanalyse kennengelernt. Dr. Samigli ist überzeugt, dass dieser Methode die Zukunft gehören wird.«

»Meiner bescheidenen Meinung nach sind im Falle Carolinas nicht Dr. Samiglis Heilkunst, irgendeine Wiener Therapie oder sonst eine medizinische Kur für ihre Genesung verantwortlich.«

»Sondern?«

»Es waren die vielen Wanderungen an der Steilküste und im Karst, die du mit ihr unternommen hast. Und das Bad im Meer.«

»Mens sana in corpore sano. Ich hätte mir denken können, dass ein Frischluftfanatiker und passionierter